

Engels-Koran, Ulrike

Das Mutterschaf

Schwester Marion setzte ihr Kürzel unter die letzten Einträge der Patientendokumentation und klappte die dicke Mappe zu. Mein Name prangte in großen Lettern auf der Vorderseite. Das Wichtigste, die Diagnose Ovarialkarzinom, blieb aus Diskretionsgründen im Inneren der Akte verborgen, doch immer, wenn ich das Schriftstück zu Gesicht bekam, leuchtete dieses ein Wort, unauslöschbar, durch die dicke Pappe des Deckblattes hindurch. Buchstabe für Buchstabe. Fünfzehn Zeugen meiner persönlichen Katastrophe. Jeder einzelne von ihnen ein Untergang.

Seit einigen Tagen befand ich mich auf der onkologischen Station der Universitätsklinik. Nicht nur die Ärzte hatten ein Schriftstück über mich und den Krankheitsverlauf angelegt. In meinem Kopf hatte ich dasselbe getan.

Vorher

66-jährige, lebenslustige Frau, leicht übergewichtig und bewegungsfaul, absoluter Familienmensch, verheiratet mit Karsten, 69 Jahre, zwei Kinder, Juliana, 34 Jahre und Söhnke, 29 Jahre.

Nachher

66-jährige depressive Frau, mutlos, leer geweint. Liegt teilnahmslos im Bett. Sogar wenn ihr Mann und ihre Kinder sie besuchen kommen, versteckt sie sich hinter einer Wand aus Erschöpfung und Müdigkeit.

Schwester Marion durchquerte das Zimmer, öffnete beide Fensterflügel. Leises Glockengebimmel ertönte von draußen.

„Das ist die Schafherde, die jetzt im Februar die Wiese rund um das Krankenhaus abweidet“, sagte sie mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Manchmal werden sogar die Osterlämmer hier geboren.“

Ich drehte den Kopf zur Seite. „Machen Sie das Fenster zu!“ sagte ich und zog die Decke hoch. „Es zieht!“

Wenn du auf dem OP-Tisch wie ein erlegtes Tier ausgeweidet wirst, wenn alle Farben um dich herum verschwinden und deine Gedanken stumpfe, abgenutzte Kreise ziehen, wenn dein Leben keinerlei Richtung und Ziel mehr hat, dann bist du auf der entgegengesetzten Seite der Schäferidylle angelangt.

Ich jedenfalls konnte keine Energie aufbringen für den guten Hirten, der sich um seine Herde kümmerte. Und die Vorstellung von ungeborenen Lämmchen, die sanft in den wollenen Körpern ihrer Mütter schaukelten, bereitete mir auf der Stelle Übelkeit.

Schnelle, trippelnde Schritte auf den Fliesen des Stationsflures weckten mich auf. Die Tür öffnete sich. Durch den schmalen Spalt drückte sich ein rundliches Schaf und blieb mitten in meinem Zimmer stehen.

Verblüfft starrte ich es an. Mein erster Impuls war, nach Schwester Marion zu klingeln, aber etwas an dem Tier hielt mich davon ab. Es war der Gesichtsausdruck, die Art und Weise, wie es mich anschaute.

In diesem Februar war, nach einigen milden Wochen, überraschend der Winter zurückgekommen. Aus einem Kragen verklumpter Schneeflocken ragte, nackt und ungeschützt, das durchscheinende Gesicht des Schafs heraus. Gehörten die Tiere bei solchem Wetter nicht in einen warmen Stall? fragte ich mich.

Doch dann begegneten sich unsere Augen. Mein Mitgefühl verschwand so schnell, wie die weißen Flocken, die sich auch auf die rosige Haut der Nasenspitze verirrt hatten. Klar und fest war der Blick dieses Schafes, unbeirrt hielt es meinem Blick stand. Zum ersten Mal seit meiner Krebsdiagnose fühlte ich mich - ausgerechnet durch die Augen dieses Tieres - wieder als Mensch wahrgenommen. Und nicht als kranke Frau mit einer tickenden Zeitbombe im Bauch.

„Wer bist du?“, flüsterte ich.

Nur ganz wenig hob das Schaf seinen Kopf, als es antwortete: „Das weißt du doch ganz genau.“

Ich nickte.

Das vergangene Weihnachtsfest. Ein paar Tage vorher hatte ich die Diagnose erfahren, aber ich redete mit niemandem darüber. Ich wollte ein Fest ohne Tränen und Dramatik. Vor allem aber wollte ich selbst für ein paar Tage der klebrigen Gedankenwelt entfliehen, die ich nicht mehr los wurde, seit dem ich zum ersten Mal das Wort - Eierstockkrebs - vernommen hatte.

Von meinem Mann und unseren beiden Kindern hatte ich zu Weihnachten einen Urlaubsgutschein bekommen. Sorgfältig hatten sie ihn in eine Karte gelegt. Genau dieses Papier kam mir jetzt in den Sinn.

Auf der Vorderseite der Karte war ein schneebedecktes, reizendes Schäfchen abgebildet. „Schaf mit Schneemütze“ hatte der Fotograf sein Bild genannt. Handschriftlich hatten die Kinder: „Für unser Mutterschaf“ darunter geschrieben.

Am Abend hatte ich den Gutschein zerrissen. Wegfahren kam jetzt und möglicherweise nie mehr in Frage. Aber das Foto mit der schönen Widmung war mein wertvollstes Weihnachtsgeschenk gewesen. Ich hatte es mit ins Krankenhaus genommen und dicht neben mir in die Schublade meiner Konsole gelegt.

Und jetzt befand sich ein Schaf, welches dem auf der Karte ziemlich ähnlich sah, hier bei mir im Zimmer?

Verwirrt schob ich mich auf der Matratze ein wenig nach oben. Dieses Vieh sollte von hier verschwinden. Und zwar sofort!

„Was soll das?“, fragte ich barsch. „Was hast du hier zu suchen?“
Das Tier zeigte sich unbeeindruckt. Die abstehenden Ohren, die mich an seitliche Richtungsanzeiger sehr alter Automobile aus meiner Kindheit erinnerten, zuckten kurz, als es sagte:

„Was für eine Sorte Schaf bist du?“

Gereizt starrte ich es an.

„Aha! Du hast dir noch nie darüber Gedanken gemacht?“

Wieder kam mir die Weihnachtskarte in den Sinn und zu meiner Überraschung merkte ich, wie der Ärger verflog und einem neuen Gefühl Platz machte. Ich war so stolz über die liebevollen Worte gewesen. Und jetzt gab es eine Gelegenheit, dies einmal kundzutun.

„Doch“, sprudelte es aus mir heraus. „Ich bin mit Leib und Seele Mutterschaf!“

Da lachte das rundliche Wollknäuel unter kleinen „Mäh-mäh“ Rufen munter auf.

„Vergiss das Mutterschaf“, sagte es schließlich, „das bringt dich jetzt nicht weiter. Überlege lieber, welche Schafqualitäten in dir stecken.“

„Natürlich keine!“, wollte ich erwidern. Doch ich schwieg.

„Dann will ich dir mal auf die Sprünge helfen“, sagte es und dabei hob es den Kopf wieder an. „Ovis Aries, das Hausschaf. Unsere Gemeinschaft ist sehr, sehr alt und die Prägungen sind vielfältiger, als du dir vorstellen kannst.“

Aufmerksam betrachtete es mein Äußeres. „Ich könnte mir vorstellen, dass du Ähnlichkeiten mit den witterungsresistenten Fuchsschafen hast, die mit den schönen Rot- und Brauntönen in der Wolle. Oder hast du Heidschnuckenblut in dir? Man sieht es ihnen nicht an, es sind zähe Futtermesser. Eventuell kommt auch das alte Leineschaf in Frage, ein echter Allrounder in punkto Genügsamkeit.“

Beim Reden war das wollige Tierchen so richtig in Fahrt gekommen.

„Mir fällt noch das Bentheimer Moorschaf ein, das mit den moderhinkefesten Klauen.“

Es sah meinen skeptischen Blick. „Na ja“, sagte es, „vielleicht passen doch die Rhönschafe besser zu dir. Oder die Skudden, das Rauhwollige Pommersche ...“

„Halt!“ rief ich. „Das reicht!“ Den Ausführungen des Schäfchens hatte ich tatsächlich mit Interesse zugehört. Mehr noch, in mir hatte sich ein Räderwerk in Bewegung gesetzt.

„Ich habe eine andere Idee.“

Bei meiner tierischen Zimmergenossin zuckten wieder die Ohren. Außerdem schien es zu lächeln, auch wenn sich der Mund des Tieres kein bisschen bewegt hatte.

Ich holte tief Luft. Wollte ich es wirklich aussprechen?

„In den vielen Jahren, die ich hier am Niederrhein lebe, bin ich bestimmt schon ein Deichschaf geworden ...“

„Niederschlagserprobt und windfest“, murmelte die Expertin.

„...aber eigentlich komme ich aus Bayern.“

„Oha, da tippe ich auf ein Berg- oder Waldschaf!“

„Bergschaf!“, sagte ich spontan. „Ist das was Besonderes?“

Mein Gegenüber nickte mir ernst zu. „Sogar etwas ganz Besonderes. Mit jeder Art von Gebirge kommt ein Stein- oder Bergschaf zurecht, sogar auf rutschigen Felsen und Geröll findet es Halt. In den schwindelerregendsten Höhen vollführt es noch Bocksprünge. Und dank seiner dichten Unterwolle machen ihm Kälte, Schnee oder Regen fast gar nichts aus. Aber“, es neigte seinen Kopf zur Seite, „du musst wissen, jedes Schaf ist etwas Besonderes. Jedes hat ganz bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten. Das eine ist zäh und ausdauernd, ein anderes hat einen unverwüstlichen Magen, das nächste steckt neugierig seine Nase überall hinein. Und dann gibt es auch solche, die von allem etwas in sich haben.“

„Meine Liebe“, sprach es weiter, „auch in dir stecken ungeahnte Fähigkeiten. Spätestens jetzt ist die Zeit gekommen, sich deiner Ressourcen bewusst zu werden. Du bist nicht schutzlos den Ängsten ausgeliefert. Im Gegenteil, du hast den Widrigkeiten des Lebens etwas entgegenzusetzen.“

Heftig hob und senkte sich meine Brust. Endlich sprach jemand aus, wonach ich mich sehnte. Doch gleichzeitig lösten die tröstenden Worte des Schafes eine neue Gedankenlawine in mir aus.

„Und wenn das nicht reicht?“, flüsterte ich.

Mit einem kleinen Ruck setzte das Schaf sich in Bewegung, ganz nah kam es an mein Bett heran. Ich konnte einen weichen Flaum, winzige Härchen auf der Nasenspitze und an der Kinnpartie erkennen.

Vor Erschöpfung schloss ich die Augen.

„Der Weg ist das Ziel, das weißt du doch selbst“, hörte ich es leise sagen. „Nicht die Anzahl der Tage und Jahre sind die Meßlatte, sondern die Art und Weise, wie du sie verbringst. Deine Gefühle verleihen dir auf diesem Pfad Lebendigkeit. Sie sind der Pool, die Tankstelle, die dich mit Treibstoff versorgt.“

Jetzt riss ich die Augen wieder auf. „Welche Gefühle?“

„Alle selbstverständlich! Und dann gibt es auch noch die Herde. Vergiss das nicht: Du bist keine Einzelgängerin sondern ein Gemeinschaftswesen.“

Tief atmete ich ein. Zu meiner Überraschung verspürte ich, wie sich erste, zarte Anklänge von Humor wieder in mir ausbreiteten.

„Mit einer Einschätzung liegst du jedoch völlig falsch.“

„Tatsächlich?“ Verdutzt schaute es mich an.

Ich nickte und ganz kurz hatte ich Juliane und Söhnke vor Augen. „Wenn du glaubst, dass sich das Mutterdasein so leicht über den Haufen werfen lässt, dann hast du dich gründlich getäuscht. Du und ich, wir wissen es doch ganz genau: Einmal Mutterschaf - immer Mutterschaf!“

Ich konnte es nicht sehen, weil ich die Augen wieder geschlossen hatte, aber ich wusste, dass das Schaf jetzt wirklich lächelte.
Und mit den Ohren zuckte - natürlich.

Ein kleines Geräusch weckte mich auf. Vor mir stand Schwester Marion.
„Wo kommen die vielen Pfützen auf dem Boden her?“ wollte sie wissen. Dann hob sie ihre Nase in die Luft und schnüffelte. „Ziemlich komischer Geruch hier drinnen, ich werde mal ordentlich lüften.“ Sie durchquerte das Zimmer, öffnete die Fensterflügel.

Fast sofort erklang helles Glockengebimmel um uns herum.

„Soll ich das Fenster wieder schließen?“

„Nein, nein, lassen Sie es bitte auf.“

Die Krankenschwester drehte sich zu mir um „Wovon haben Sie gerade eigentlich geträumt?“

Sollte ich sie wissen lassen, dass ich in Gedanken meinen Urlaub im bayrischen Wald plante, wo doch alle Welt nach Thailand flog oder in die USA?

„Wieso interessiert Sie das?“ fragte ich zurück.

„Weil Sie so entspannt gelächelt haben“, antwortete sie mir da.